

Subalterne Denkweisen und ihre Beforschung als Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse

Rezension zu Nora Keller (2024): „Stärker als das, was uns trennt“. *Kriminalisierungen und Solidarität am „gefährlichen Ort“ Kottbusser Tor in Berlin Kreuzberg*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Jenny Künkel

Ausgesprochen profund recherchiert und sensibel gegenüber dem Feld ist die thematisch zwischen Kriminologie und Geographie verortete Dissertation, die Nora Keller nun in Buchform präsentiert. Jahrelang beobachtete sie im Sinne der Grounded Theory die Menschen am Kottbusser Tor. Der „Kotti“ ist eine Straßenkreuzung, ein U-Bahnhof und ein marginalisiertes Stadtviertel in Berlin-Kreuzberg. Zugleich ist es – das ist für die kritische Juristin zentral – ein medial und rechtlich als „gefährlich“ konstruierter Ort, an dem qua Polizeirecht anlassunabhängige Personenkontrollen möglich sind und an dem insbesondere Arme und Rassialisierte auch rege kontrolliert werden. An diesem politisch aufgeladenen Ort sprach Keller, stets unter Reflexion der eigenen Subjektposition, mit lokalen Akteur*innen, füllte Forschungstagebücher mit ihren gedanklichen und emotionalen Eindrücken und führte 22 Interviews. Um herauszufinden, wie Menschen angesichts der lokalen Gefahrendispositive „leben, denken und fühlen“ (Keller 2024: 13), interviewte Keller Vertreter*innen

Abb. 1 „Stärker als das, was uns trennt“ (Quelle: Westfälisches Dampfboot)



lokaler Nachbar*innenschaftsinitiativen, Gewerbetreibende, Sozialarbeiter*innen, Anwohner*innen und Mitglieder der offenen Drogenszene. Das Ergebnis ist eine sehr detaillierte *dichte Beschreibung* der Effekte des Sicherheitsdiskurses auf die Subjektivierungen von Menschen, die das Quartier mitgestalten.

Konzeption und Aufbau des Buches sind vom Ansatz der Grounded Theory geleitet, der vorsieht, die eigenen Vorannahmen zu reflektieren, statt dem Feld eine Theorie überzustülpen. Daher bestimmt die Arbeit zunächst die Begriffe „Subjektivierung, Gefahr und Raum“ (Kapitel II). Keller stellt hier klar, dass weder Gefahr noch Raum natürlich gegeben sind, sondern vermittelt ideologischer Anrufungen und von ihnen geformter Denkweisen entstehen. Diese schlanke Positionierung, für die Keller sehr kenntnisreich konstruktivistische und marxistische Ansätze vorstellt, geht allerdings auf Kosten eines kohärenten theoretischen Rahmens. In Abgrenzung von objektivistischen Ansätzen benennt sie als Ziel der Arbeit, den Gegenstand nicht „lediglich zu beschreiben oder zu erklären“, sondern „Prozesse der Herstellung und Deutung zu analysieren“ (ebd.: 17). Letztlich geht es dann aber vor allem um die Deutungen – zumindest die materielle Seite der Herstellung des Untersuchungsgegenstands kommt etwas kurz. Keller führt zwar auch hegemonietheoretische Konzepte zur Analyse der materiellen Produktion gesellschaftlicher Verhältnisse an, zum Beispiel das Konzept der „Sicherheitsregime“ (Kern 2016), das „nach deren historischem und ökonomischem Kontext fragt“ (Keller 2024: 31). Genau diese Frage nach materiellen Bedingungen beantwortet Keller dann allerdings nur begrenzt. Wenn sie anschließend – neben dem Ansatz der Grounded Theory – in die Geschichte des Viertels einführt, verbleibt sie – ebenso wie in der folgenden empirischen Analyse – meist auf der lokalen Ebene. Eine weitere Gesellschaft existiert vor allem als Mediendiskurs. Dies hat Folgen für die Beantwortung der Fragestellung. Denn Keller interessieren insbesondere gegenhegemoniale Subjektivierungen. Deren Gegenteil, also das, was hegemonial ist, bestimmt sie jedoch nur auf der Ebene der Mediendebatte.

Diese Mediendebatte, die der empirische Teil eingangs skizziert, markiert den Kotti als Problemviertel und Sicherheitsproblem. Dieser Sicherheitsdiskurs bildet die zentrale Abgrenzungsfolie, auf die auch ungefragt ausnahmslos alle Interviewpartner*innen Bezug nehmen und die sie umkreisen. Die Sicherheitsprobleme würden in den Medien „einseitig und übertrieben“ (ebd.: 88) dargestellt (so *Position 1*, die eine

große Mehrheit der Interviewten vertritt) oder gar nicht vorhanden (so *Position 2*, die nur einige Befragte einnehmen): Entgegen dem Ruf des Viertels, den die Interviewten als rassistische oder klassistische Diskriminierung verstehen, sei das Sicherheitsgefühl hoch. Die lokale Gemeinschaft halte zusammen und, so erfährt die Leserin später, sorgt mit, ohne und gegen die Polizei für Sicherheit (z. B. durch Konfliktlösung, Wachsamkeit, Kritik an Polizeigewalt oder vereinzelte Selbstjustiz). Nur ein kleiner Teil der Interviewten sieht die im Sicherheitsdiskurs verwobenen Probleme von Migration, Armut und Drogen als existent an (*Position 3*). Die Vertreter*innen dieser Position verstehen die lokale Situation aber als Ausdruck „gesellschaftlicher Problemlagen“ (ebd.: 89) und suchen dementsprechend andere Lösungen als der Mediendiskurs. Diesen Interviewten gilt ähnlich dem Mediendiskurs als Ort der Deprivation, doch sie problematisieren: Arme Rassialisierte müssten hier gesamtgesellschaftliche Probleme wie die Drogenszene ausbaden, weil die Polizei in ihren Vierteln nicht hinreichend tätig werde. Vor allem junge Männer gerieten aufgrund einer Mischung aus geringem Haushaltseinkommen, mangelnder formaler Bildung, Diskriminierung und entsprechend geringen Erwerbschancen jenseits des Drogenmarktes in Sucht und Kriminalisierung.

Keller folgert, dass der Sicherheitsdiskurs zwar grundsätzlich auch kriminalisierte Subjekte und Polizeigewalt hervorbringe – vor allem in der Gruppe der besonders stark Marginalisierten. In den Interviews fände sie aber – entgegen bisherigen Forschungen zu marginalisierten Vierteln, die dem Thema zu wenig Beachtung geschenkt hätten – fast nur gegenhegemoniale Subjektivierungen. Dabei kennzeichnet der Begriff gegenhegemonial für Keller zunächst eine Abweichung des Gesagten vom Mediendiskurs. Die Abweichung fasst sie dann aber auch als „Widerspruch“ oder gar „Widerstand“ (ebd.: 89). Hier wäre interessant zu erfahren gewesen, welche diskursiven oder gar materiellen Effekte die verschiedenen lokalen Widersprüche haben. Da eine entsprechende Analyse den Rahmen der empirisch bereits sehr anspruchsvollen Dissertation gesprengt hätte, löst Keller die Bewertung des Widerstandspotenzials der verschiedenen gegenhegemonialen Perspektiven über eine inhaltliche Einordnung. Nur *Position 1*, der zufolge der Kotti als Negativbeispiel für breitere gesellschaftliche Debatten etwa über Migration herhält, schreibt Keller zu, die lokalen Phänomene als Teil gesellschaftlicher Dynamiken zu verstehen (warum sie *Position*

3 dies abspricht, erschließt sich nicht so recht). Daher eröffne insbesondere diese Perspektive Möglichkeiten der Mitgestaltung des Diskurses. Wie die lokale Gemeinschaft diese Möglichkeiten durchaus wahrnimmt, stellt Keller genau dar, zum Beispiel in Form eines Kunstprojekts über die positiven Seiten des Kottis unter dem Motto „Der Kotti guckt jetzt zurück“ (ebd.: 86). Doch eine hegemonietheoretisch oder diskursanalytisch informierte Machtkritik der Effekte dieser Diskursinterventionen oder eine Analyse des im Gegendiskurs Ausgeschlossenen bleibt im Rahmen des Versuchs, das Gesagte „so unverfälscht wie möglich darzustellen“ (ebd.: 47), aus. Im Gegenteil: Keller zieht bis zuletzt eine positive Bilanz: Die lokalen Diskurse, die einerseits ein „besonders schönes, gemeinschaftliches und solidarisches Leben“ am Kotti zeichneten, und andererseits eine „generelle Verurteilung derjenigen, die sich illegalisierten Ökonomien anschließen“ kritisierten und zeigten, dass die „Kriminalisierten ‚eigentlich gute Menschen‘“ seien, böten eine „kollektiv positivere und differenziertere Positionierung“ als der Mediendiskurs (ebd.: 201).

Insgesamt, so scheint es, ringt die Autorin als weiße Frau und privilegierte Forscherin mit der normativen Position, die sie auf ihr Feld wirft. Einerseits soll die kritische Arbeit, die ihren Ausgangspunkt im Anstoß an den rassistischen Polizeikontrollen nahm, die Welt verändern. Zugleich reflektiert sie ihre eigene Haltung mit Rückgriff auf Gayatri Chakravorty Spivaks berühmten Text „Can the subaltern speak?“ (1988), der den kolonialen Gestus „[w]hite men saving brown women from brown men“ (ebd.: 93) kritisierte. Aus der Rolle der „Forscherin, die über oder für Marginalisierte spricht“ leitet Keller (2024: 53) zu Recht eine hohe Verantwortung im Umgang mit dem beforschten Feld ab. Dies mündet dann aber in einer für das Feld vielleicht gar nicht nur förderlichen Zurückhaltung bezüglich kritischer Analyse der vorgefundenen Subjektivierungen, von denen Keller sich wünscht, dass sie, nun, da sie im Buch „dokumentiert“ sind, auch jenseits des Kottis „weiterleben“ (ebd.: 205), das heißt, dass Aktivist*innen andernorts die solidarische Haltung am Kotti aufgreifen. Aktivistische Praxis nicht nur zu beforschen, sondern ihr (z. B. durch Dokumentation) auch etwas zurückzugeben, entspricht einer kritisch-wissenschaftlichen Ethik. Doch Aktivist*innen können nicht nur von einer Dokumentation guter solidarischer Praxis profitieren, sondern auch von einer wissenschaftlichen Kritik, die diese Praxis verbessert. Kritik ist zudem deshalb wichtig, weil auch solidarische Praxis nie machtfrei ist. Da das Buch so herausragend

viele Perspektiven im Viertel herausarbeitet, werden unterschiedliche Machtpositionen der Akteur*innen in der Darstellung der Empirie durchaus deutlich. Doch dies geht immer wieder unter, da Bewertungen vor allem in Fazits erfolgen und dann – wie im Gesamtfazit – teils etwas überhöhend klingen: „In einem stetigen Kampf gegen mediale skandalisierende Stigmatisierungen werden eigene, differenziertere Narrative gefunden und verbreitet.“ (ebd.: 204)

Ich reite auf dieser kleinen Tendenz zur Überhöhung in dem ansonsten sehr lesenswerten Buch etwas herum, weil ich sie als Ausdruck einer größeren Entwicklung ansehe. Nicht nur Keller, sondern die Forschung über Marginalisierte und ihre Bewegungen im Allgemeinen steht immer vor dem Problem, die in der öffentlichen Debatte ständig negativ dargestellten Marginalisierten nur mit Bedacht kritisieren zu können, wenn sie Stigmadiskurse nicht befördern will. Da kritische Wissenschaft in den letzten Dekaden erfreulich partizipativ geworden ist, nimmt sie die Stimmen Marginalisierter und ihren Aktivismus sehr ernst. Sie kopiert dabei aber auch eine Tendenz, in stigmatisierten, polizierten Feldern jenseits der Problematisierung von Stigma und Kontrolle Kritik eher zu vermeiden, als systematisch eine *andere* Kritik zu üben als der Stigmadiskurs. Dies wird insbesondere dann zum Problem, wenn Stellvertreter*innenproblematiken ausgeprägt sind. So ähneln etwa die Interviewten bei Keller, die offenbar ganz überwiegend für Institutionen, Kollektive oder Gewerbe sprechen, wenn sie über Geflüchtete, Drogenkonsumierende und so weiter reden, Spivaks „brown men“ (also Marginalisierten, die über noch Marginalisiertere reden). Das Sprechen über marginalisiertere Gruppen im Viertel behandelt Kellers Buch aber vor allem unter dem Stichwort der Solidarität. Dieser steht schon im Buchtitel die problematisierte Kriminalisierung von „außen“ als positives Gegenstück gegenüber. Bei Spivak hingegen ist der Diskurs der „brown men“ eine traditionsreiche Spiegelung des (bürgerlich-liberalen Rechts-)Diskurses der „white men“. Spivak kann mithin durchaus als Einladung gelesen werden, Kritik an Marginalisierten zu üben, nämlich dort, wo sie Herrschaftsverhältnisse reproduzieren und ausgrenzen. Vor allem aber verweist Spivaks Text darauf, trotz der Unmöglichkeit gänzlicher Repräsentation mit den jeweils am stärksten von Herrschaftsverhältnissen Betroffenen zu sprechen – auch über Fragen jenseits des hegemonialen (Sicherheits-)Diskurses, um diesen nicht qua Forschung permanent zu reproduzieren.

Da Keller das Fass, wer mehr „brown“ ist, beziehungsweise das Thema differenzieller Machtverhältnisse im Feld der Marginalität, ebenso wie viele Forscher*innen nur sehr vorsichtig aufmacht, verschwimmen stellenweise die Nuancen dessen, was sie unter dem Begriff des Gegenhegemonialen fasst. Selbst die reine Leugnung von Problemen (*Position 2*) wird dann zu „Widerstand“ (Keller 2024: 89), obgleich Keller die Argumentation der Interviewten, ohne dass sie diese explizit zu kommentieren wagen würde, als verschwörungstheoretisch wiedergibt (vgl. ebd.: 77 ff.). Während jede Abweichung vom Mediendiskurs für Keller schon „gegenhegemonial“ ist, scheint ihr jegliche argumentative Ähnlichkeit zu den medialen Problemdiskursen verdächtig. An einem Ort, an dem die Medien Probleme sehen, auch (andere) Probleme zu sehen (*Position 3*), scheint dann schlechter bzw. hegemonialer zu sein, als Effekte medialer Problembeschreibungen zu kritisieren und positive Gegenbilder (bzw. Spiegelbilder) zu entwerfen (*Position 1*). Die vermeintlich schlechte lokale Problemsicht (*Position 3*) rehabilitiert Keller erst dadurch als gegenhegemonial, dass sie wenigstens mit alternativen Problemlösungen einhergeht.

Schon aus diskurstheoretischer Sicht ist es wenig plausibel, dass *Position 1* wirklich die gleichen Probleme sieht wie der Mediendiskurs – ist es doch eine Binsenweisheit der diskurstheoretischen Policy-Forschung, dass politische Problemrahmungen (*framings*) in aller Regel bereits bestimmte Lösungen nahelegen. Wichtiger noch ließen sich bei allen drei Positionen, auch bei *Position 1*, mit Spivak traditionsreiche Spiegelungen des hegemonialen Diskurses ausmachen, die es auf ihre Machteffekte hin zu analysieren gälte. Gerade jene, die das Sprechen Mehrfachmarginalisierter erforschen, mahnen bereits seit Langem an, zu beachten „was verschwiegen bleibt, auch wenn gesprochen wird [...und], dass dem Sprechen durch ein Nicht-Zuhören widerstanden werden kann“ (Castro Varela 2007: 621). Denn dadurch persistieren Herrschaftsverhältnisse, weshalb Gegendiskurse nicht zufällig oft eine „eigentümliche Monotonie ausströmen“ (Bloch 1997: 34, zitiert nach ebd.).

Ich würde argumentieren, dass im Bereich der Polizeiforschung der Fokus auf das Nicht-Gesagte besonders zentral ist – ist doch die Polizei neben der Sozialen Arbeit *die* Institution, der die Gesellschaft jene Probleme überantwortet, die sie nicht (ursächlich) lösen will. Mithin kratzt Polizeikritik strukturell an der Oberfläche von Problemen, wenn sie nicht systematisch mit Gesellschaftskritik verbunden wird. Doch

eine solche Kritik zu leisten, ist für Aktivist*innen schwierig. Denn mit der bekannten Analyse *Policing the crisis* von Stuart Hall et al. (1978) gesprochen, transformiert der herrschende Sicherheitsdiskurs über den Kotti soziale Problemlagen in Kriminalität. Damit verlagert der Sicherheitsdiskurs Probleme in ein Terrain, auf dem konservative bis rechte Stimmen traditionell besonders wirkmächtig sind und auf dem sie als Skandalisierer auftreten. Dies zu erkennen erfordert bereits eine starke Abstraktion von den unmittelbaren leidvollen Lebensumständen (z. B. von der Polizeigewalt). Zudem ist es ein Drahtseilakt, der konservativen Skandalisierung eigene Skandalisierungen entgegenzusetzen, ohne diskursiv vereinnahmt oder identitär mit dem stigmatisierten Skandal verknüpft zu werden. Dementsprechend ist es ein häufiges Diskursmuster in Feldern, die von starker Kontrolle und Stigmatisierung geprägt sind (wie z. B. der Sexarbeit), dass Betroffene und Aktivist*innen in Reaktion auf die Problemdiskurse positive Seiten betonen und eigene (alternative) Problematisierungen kaum zu denken oder äußern wagen. So auch am Kotti, soweit die wichtigsten Diskursstränge betrachtet werden, die Keller nachzeichnet.

Gleichwohl zeigt Keller – und das ist der große Verdienst des Buches – in ihrer sehr detaillierten Analyse eine ausgesprochen große Vieltimmigkeit im Viertel auf. Diese setzt sie – was ein bisschen mühsam zu lesen, aber erkenntnisreich ist – mit empirischer und theoretischer Sekundärliteratur in Beziehung (z. B. mit der Kritik am Quartierseffekte-Diskurs oder mit einem Überblick über territoriale Stigmatisierung). So erfahren wir zum Beispiel, dass im politisch linken Viertel das in marginalisierten Quartieren häufige Stigma-Management qua Abgrenzung nach „unten“ praktisch nicht vorkommt. Ganz im Gegenteil: Die lokalen Akteur*innen benennen auch bei diffizilen Themen wie den Debatten über sogenannte Großfamilien oder (sexuell) aggressive Geflüchtete ganz unterschiedliche Machtverhältnisse – diese sehen sie nicht nur in den Verhältnissen vor Ort, sondern auch in den Mechanismen ihrer Verhandlung. Insgesamt gilt daher: Wenngleich man sich ein wenig mehr Einordnung gewünscht hätte, zeichnet Keller doch höchst verdienstvoll ein Mosaik von Machtbeziehungen, das ausgesprochen komplex und aufschlussreich ist.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Jenny Künkel betreibt kritische Sozialforschung und arbeitet derzeit zu den Themen (Post-)Neoliberalisierung, Diskurspolarisierung und soziale Bewegungen.
jenny.kuenkel@uni-due.de

Literatur

- Bloch, Jan Robert (1997): Utopie: Ortsbestimmung im Nirgendwo. Begriff und Funktion von Gesellschaftsentwürfen. Opladen: Leske & Budrich.
- Castro Varela, María do Mar (2007): Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter. Hoffnung. Bielefeld: transcript.
- Hall, Stuart / Critcher, Chas / Jefferson, Tony / Clarke, John / Roberts, Brian (1978): Policing the crisis. Mugging, the state, and law and order. London: MacMillan.
- Keller, Nora (2024): „Stärker als das, was uns trennt“: Kriminalisierungen und Solidarität am „gefährlichen Ort“ Kottbusser Tor in Berlin Kreuzberg. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kern, Anna (2016): Produktion von (Un-)Sicherheit. Urbane Sicherheitsregime im Neoliberalismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the subaltern speak? In: Cary Nelson / Lawrence Grossberg (Hg.), Marxism and the interpretation of culture. Urbana: University of Illinois Press, 271-313.